



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Des deutschen Reiches Rechtschreibung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Des deutschen Reiches Rechtschreibung.*)

Schon wieder ein Buch über deutsche Rechtschreibung? Giebt es denn von dieser Sorte Maculatur noch immer nicht genug? so rufft du widerwillig aus, so oft dir ein literarisches Erzeugniß dieser Art unter die Augen kommt. Und in der That, dein Abscheu ist begreiflich. Denn sicherlich ist auf keinem Gebiete wissenschaftlicher Thätigkeit so viel absolute Narrheit zu Tage gefördert worden, wie auf dem der sogenannten Orthographie. Narren giebt es ja am Ende und hat es zu allen Zeiten gegeben in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft: mathematische Narren, die von der Vorsehung mit der Mission betraut zu sein glauben, das gänzlich veraltete und unbrauchbare Decimalsystem über den Haufen zu werfen und dafür ein Zwölfer-, Achter- oder gar ein Sechserssystem einzuführen; etymologische Narren, die in der homerischen Odyssee eine Verherrlichung der kunstgerecht betriebenen Schweinezucht erblicken, Odysseus zum Schweinetreiber und Penelope zum Kochkessel für Rindfleisch machen; lexikalische Narren, die überall Fremdwörter wittern und selbst die Nase in einen Gesichtserker, das Fenster in einen Tageleuchter umtaufen möchten; mythologische Narren, welche die gesammte Sagenpoesie in Naturvorgänge auflösen, Achill für einen Fluß und den troischen Krieg für weiter nichts als eine große Ueberschwemmung erklären wollen; Chronologische Narren, welche genau bis auf den Tag Anfang und Ende der Sündfluth ausrechnen; und viele andre Arten. Aber die zahlreichste Klasse von allen bilden doch die orthographischen Narren. Sehr natürlich. Kann es einen bequemerem Tummelplatz für die Unwissenheit geben, als die Rechtschreibung der eignen Muttersprache? Ueber sie bildet jeder Hans Taps sich ein, ein Recht zu haben, mitzureden; und da sich tiefsinnige Skrupel über die Orthographie eines Wortes um so leichter einstellen, je weniger einer gelernt hat, so tauchen eben immer wieder aufs neue jene wunderlichen Sterblichen auf, die, ohne die leiseste Ahnung von der geschichtlichen Entwicklung der Sprache und ohne das geringste Verständniß für die Berechtigung, die in solchen

*) Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. An das deutsche Volk, Deutschlands Vertreter und Schulmänner. Von Dr. Daniel Sanders. Berlin. Guttentag. 1873.

Grenzboten III. 1873.

Dingen das historisch Gewordene beanspruchen darf, als Heilande für unsre arme sündige Orthographie in die Welt gekommen zu sein meinen, und die sich alle Haare aus dem Kopfe raufen möchten, weil die verblendete Menschheit nicht einsehen will, daß sch nur ein einziger Laut ist und folglich auch nur mit einem Zeichen anstatt mit dreien geschrieben werden darf, daß in Thron und ohne das h, in Liebe das e gar nicht gehört wird und folglich auch in der Schrift wegfallen muß, daß f, v und ph, — s, z, ss und ß — ei und ai — eu, äu und oi ein und denselben Laut bezeichnen und folglich auch ein einziges Zeichen zu ihrer graphischen Darstellung genügt. Diese Sorte von verkannten Heiligen wird nie aussterben, und wenn auch unsre Rechtschreibung längst so vortrefflich als möglich, ja, wenn sie längst zu dem, was ihr Name sagt, zu einer wirklichen Orthographie geworden wäre, so würde es doch nie aufhören, Orthografen zu geben.

Es sei ferne von uns, das Buch, dem die nachfolgenden Zeilen gelten, auch nur in die oberflächlichste Beziehung zu jenen Abgeschmacktheiten setzen zu wollen. Wenn ein Kenner und Meister der Sprache, wie Daniel Sanders, mit Vorschlägen für eine einheitliche deutsche Rechtschreibung hervortritt, und wenn er diese seine Arbeit ausgesprochenermaßen als einen Beitrag zur Lösung einer nationalen Aufgabe hinstellt, so ist es nicht bloß die Pflicht jedes Gebildeten, ihn zu hören, sondern man kann auch von vornherein sicher sein, daß man etwas durchaus tüchtiges, verständiges und praktisches zu erwarten hat.

Seitdem der Krieg uns die politische Einheit gebracht und uns wirklich zu einer Nation gemacht hat, seitdem sind auch mannigfache Stimmen laut geworden, die uns die wissenschaftlichen und künstlerischen Bildungsziele vor Augen führen wollen, denen nachzustreben die Aufgabe unsres Volkes im neuen Reiche sein müsse. Nur an drei Schriften wollen wir erinnern, die mit diesen Bestrebungen zusammenhängen: Schubert, Die Poesie im neuen Deutschland — Meinardus, Des einigen deutschen Reiches Musikzustände — und das von der Diesterwegstiftung in Berlin mit dem ersten Preise gekrönte Buch von Weber, Die Pflege nationaler Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache. Diesen und manchen andern hierhergehörigen Schriften reiht sich nun das Buch von Sanders an.

Es liegt die Frage nahe, ob es denn mit der Verbesserung unsrer Orthographie wirklich so große Eile habe, und ob nicht vielleicht andre Seiten unsrer sprachlichen Bildung, nämlich die grammatische und stilistische, dringenderer Abhilfe bedürfen. Daß die sprachliche Darstellung selbst unsrer namhaftesten heutigen Schriftsteller gar mancherlei zu wünschen übrig läßt, hat Mezger kürzlich in einem trefflichen und nur vielleicht allzu discret gehaltenen Aufsätze „Ueber den dermaligen deutschen Stil“ (Im neuen Reich, 1872,

No. 34) nachgewiesen; schärfer und schonungsloser hat Bruno Meyer in einem Aufsätze über „Die Pflege der Sprache, eine nationale Aufgabe“ (Deutsche Warte, 1871, Heft 7) die immer mehr um sich greifende Verderbniß unsres sprachlichen Ausdrucks aufgedeckt. Es ist nach unsrer Ansicht nicht richtig, bei Beurtheilung dieser Frage, so wie Mezger thut, sich auf unsre literarischen Größen zu beschränken. Stellen etwa sie allein den deutschen Stil dar? Wir verlangen nicht, daß man die gemeine Colportageliteratur berücksichtige, aber wenigstens das, daß man jenes Durchschnittsmaß sprachlicher Bildung im Auge behalte, welches heutzutage nicht sowohl durch Bücher — wieviel Procent Menschen lesen überhaupt heute noch Bücher? — als vielmehr durch die ausgedehnte periodische Literatur der zahlreichen Monats- und Wochenschriften und vor allem der zahllosen politischen Journale repräsentirt, gepflegt und verbreitet wird. Sieht man die Sachen so an, dann wird man viel eher geneigt sein, dem strengen Urtheil Bruno Meyer's als der milden Auffassung Mezger's beizustimmen. Das Deutsch zwar, welches in unsern Monats- und Wochenschriften geboten wird, erhebt sich fast durchweg über das Niveau der Mittelmäßigkeit. Hier retouchirt wahrscheinlich in der Regel eine stilistisch feiner fühlende Hand hinter den Coulissen die sämmtlichen eingelaufenen Beiträge und glättet ihre Unebenheiten einigermassen aus. Und dennoch kann man selten eine Nummer zur Hand nehmen, die über alle sprachlichen Schwächen erhaben wäre. Nicht ohne Beschämung kann ein sprachlich gebildeter Mensch heute einen Blick in die Zeitschriften aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts werfen; er wird da viel veraltetes gewahren; aber wenn er den Fehler vermeidet, veraltetes und schlechtes mit einander zu verwechseln, so kann er sich schlechterdings nicht darüber täuschen, daß damals ein größeres Quantum sprachlicher Correctheit und Gewandheit Gemeingut derer, die mit der Feder sich zu schaffen machten, gewesen sein muß, als in unsrer Zeit.

Bedarf es noch der Beispiele? Es möchte vielleicht gut sein, einige anzuführen, damit es nicht den Anschein gewinnt, als schälten wir ins Blaue hinein. Zu suchen braucht man wahrlich nicht weit darnach. Man sehe einmal, um nur eins von hundert anzuführen, den Unfug, der heutzutage in der Anwendung von Adverbien und adverbiellen Bestimmungen getrieben wird; es ist wahrhaftig, als wäre den Leuten alles grammatische Bewußtsein abhanden gekommen. Adverbium ist eine nähere Bestimmung, die ad verbum tritt; daher ihr Name. Ein Adverbium zu einem Substantiv zu setzen vermag nur die griechische Sprache, die deutsche nun und nimmermehr. Der Grieche konnte sagen: „in der dort Schlacht“, „die damals Menschen“, „unter den neuerdings Tyrannen“ und ähnliches. Wird einem nun nicht förmlich griechisch zu Muth, wenn man fast täglich lesen muß: „die schrittweise Vervoll-

kommnung“, „die theilweise Parcellirung“, „die zwangsweise Desinfection“? Ist wirklich das Verständniß dafür erloschen, daß die mit =weise zusammenge-
 setzten Worte pure blanke Adverbia sind und nie als Adjectiva angewendet
 werden können? Wenn wirklich die deutsche Sprache die Kürze der grie-
 chischen in diesem Falle erreichen will, so bleibt ihr nichts andres übrig, als
 aus dem Adverbium heraus durch Anhängen der Bildungssilbe *ig* ein Ad-
 jectiv zu schaffen, und das ist denn auch in reichem Maaße geschehen und
 geschieht noch immer in zahlreichen momentanen Neubildungen. Gegen
 Formen wie diesfallig, demnächstig, seitherig, nunmehrig ist also, da sie nach
 richtiger Analogie von hiesig, dortig, gestrig, heutig, etwaig gebildet sind,
 grammatisch nichts einzuwenden. Ob diese Adverbadjective gerade eine Zierde
 der Sprache bilden, ist eine andere Frage; wir für unsern Theil fürchten, daß
 das neuerdingige Ueberhandnehmen solcher Bildungen und ihr Anspruch
 auf schlechthinige Giltigkeit doch am Ende zu einer gewissermaßenigen Ent-
 stellung der Sprache führen würde. Zu den adverbialen Bestimmungen ge-
 hören aber auch alle Präpositionen in Verbindung mit ihren Substantiven,
 und auch sie dürften daher eigentlich nur zu Verben treten. Man kann also
 wohl sagen: „Der Württembergische Erbprinz starb vor seinem Vater“, aber
 strenggenommen nicht: „der Tod des Württembergischen Erbprinzen vor seinem
 Vater“. Doch ist die Sprache in diesem Punkte schon längst lax geworden
 und hat das strenge Verbot auf diejenigen Fälle beschränkt, in denen ein Ver-
 bum in der Nähe der adverbialen Bestimmung steht, also ihre Verbindung
 mit diesem Verbum und damit die Möglichkeit eines Mißverständnisses nahe
 liegt. Ein Satz wie der: „Goethe war in Offenbach bei einem damals
 geschätzten Componisten aus Liebhaberei einquartiert“ würde also einen groben
 Fehler enthalten. Denn kein Mensch könnte die adverbiale Bestimmung „aus
 Liebhaberei“ mit dem Componisten, jeder würde sie mit einquartiren verbinden.
 Solche absolut fehlerhafte Sätze laufen einem aber jeden Tag über den Weg.
 „Uebereilt ist das Freudengeschrei, das die Neugläubigen über die Vernichtung
 des ihnen verhaßten Zweckbegriffes durch Darwin austößen“ — also die Neu-
 gläubigen stoßen durch Darwin ein Freudengeschrei aus! „Seit dem Anfange des
 vierten Jahrhunderts v. Chr. ist uns die Ausübung der Wandmalerei durch
 römische Künstler bezeugt“ — also römische Künstler haben über das Alter der
 Wandmalerei geschrieben! „Magnus hielt einen Vortrag über Polychromie, der
 gegen die nachgewiesenen Thatsachen ein Phantasiegemälde der griechischen Kunst
 zur Zeit der höchsten Blüthe ins Feld führte“ — also Magnus führte zur Zeit
 der höchsten Blüthe ein Phantasiegemälde ins Feld; muß hübsch ausgesehen
 haben! „Es ist bekannt, daß der Tragiker Sophokles den Siegesreigen der
 Jünglinge führte; Kaulbach aber stellt ihn zu Aristides und läßt ihn die
 Leier zum Danklied an die Heroen schlagen“ — er läßt ihn also die Leier

an die Heroen schlagen, vermuthlich den Heroen um die Köpfe! Solches Zeug schreiben unsere besten Stilisten in unsren vornehmsten Wochen- und Monatschriften. Aber nun sehe man erst einmal unsren politischen Tagesblätter an — welche Verwilderung und Verwahrlosung des sprachlichen Bewußtseins tritt uns da in jeder Spalte entgegen: In dem stelzfüßigen Berichterstatterjargon und in den amtlichen Bekanntmachungen der Behörden die geradezu bis zum Ekel einen verfolgende Inversion des Subjectes und Prädicates nach dem Binde-
worte („der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten zu halbjähriger Festungs-
haft und erfolgte noch am selbigen Tage seine Ueberführung nach —“ oder:
„in den letzten Tagen hat die Temperatur bedeutend zugenommen und wird
die Ernte wohl eher stattfinden, als man bisher glaubte“), in dem Schablonenstil der kaufmännischen Geschäftsanzeigen das maßlos einfältige Weglassen des Pronomens der ersten Person („Habe am gestrigen Tage empfangen und beehre mich 2c.), in den Privatinseraten, selbst von Leuten die auf Bildung Anspruch machen, die größten grammatischen Verstöße, wie die Anwendung des Particips der Vergangenheit von Zeitworten, die mit haben verbunden werden („bei dem uns betroffenen schweren Verluste“) die völlige Confusion im Gebrauche der Personalpronomina („Um freundliche Rückgabe der von mir entliehenen Bücher bittet N. N.“) und hundert ähnliche Dinge. Orthographische Fehler in den stilistischen Leistungen der geschätzten Mitarbeiter und des inserirenden Publikums berichtigt jeder Seher ganz von selbst; aber grammatische Fehler zu beseitigen hat die Redaction einer täglich erscheinenden Zeitung nicht die Zeit und wohl auch nicht das Recht. Hier liegen die Aufgaben der Schule und des Unterrichts, und, wie uns scheint, Aufgaben von mindestens eben so dringlicher, wenn nicht von dringlicherer Natur, als die Herstellung einer einheitlichen deutschen Orthographie.

Aber wohin sind wir gerathen? Es ist gewiß schlimm, wenn jemand einen schlechten Stil schreibt; aber noch viel schlimmer ist es, wenn er über Dinge schreibt, die nicht zur Sache gehören. Und dieses Fehlers haben wir uns soeben in hohem Maße schuldig gemacht. Drum schleunig zurück zu unsrer Aufgabe.

Was uns an Sanders' Buche nicht gefallen will, das ist sein Titel. Wer den gelesen hat, der kann nicht anders glauben, als daß er in dem Buche eine wohlbegründete und womöglich endgiltige Belehrung über die schwankenden Erscheinungen der deutschen Orthographie finden werde, daß er erfahren werde, ob es nun eigentlich besser sei zu schreiben: bloß oder bloß, ging oder gieng, Heimat oder Heimath, Eltern oder Aeltern, Brod oder Brot, Greuel oder Gräuel, Thräne oder Trähne, Sprichwort oder Sprüchwort, adlig oder ablich, selbständig oder selbstständig, allmählig oder allmählich, unverfiegbar oder unverfiehbar, Kapital oder Capitell, cannelliren oder canelliren; ob

man, wenn eine städtische Behörde in ihrer gelehrten Unwissenheit einen Rechenlehrer sucht anstatt eines Zeichenlehrers und über einem Zeichensaale die Inschrift Zeichensaal anordnet, darüber eine Satire oder eine Satyre sagen soll, und ob man die ganze Aufzählung, die wir soeben gemacht, als langstielig, langstilig oder, wie man in München, Stuttgart und Wien zweifelsohne schreiben und drucken würde, als langstilig zu bezeichnen habe. Von alledem findet man bei Sanders keine Spur. Sein Buch beantwortet nur fünf Fragen, die allerdings auch zur Rechtschreibung gehören und vielleicht anhangsweise in einer Schrift über Rechtschreibung ihren Platz finden können, die aber gar nicht die dynamische, sondern lediglich die mechanische Seite der Orthographie betreffen, die sich sozusagen nicht mit der Osteologie und Myologie, sondern nur mit der Syndesmologie der Rechtschreibung befassen; die fünf Fragen nämlich: 1) In welchen Fällen ein Wort, ohne daß an seinem Zeichenbestande als solchem irgend etwas geändert würde, durch die bloße äußere Darstellung der Lettern einer Verbesserung fähig ist. 2) In welchen Worten die Trennungspunkte zu schreiben sind. 3) In welchen Zusammensetzungen sich die Anwendung des Bindestriches empfiehlt. 4) Wo der Apostroph zu setzen ist. 5) In wie fern Wortverbindungen für einen Begriff getrennt oder zusammen zu schreiben sind.

Das sind nun freilich Quisquilien von wahrhaft mikroskopischer Art; aber nach dem Grundsatz, daß überall da, wo es sich um wissenschaftliche Dinge handelt, nichts so klein ist, daß es nicht unsre Beachtung verdiene, dürfen wir auch diese Fragen nicht über die Achsel ansehen. Es kommt sehr wenig auf diese Dinge an; es hängt so gut wie nichts von ihnen ab; aber wünschenswerth ist es doch, daß auch hier eine gewisse Einheit und Consequenz erzielt werde. Sanders hat die genannten fünf Fragen mit einer erstaunlichen Gründlichkeit behandelt. Ueber Bindestriche, Trennungspunkte und Apostrophe ein Buch von 145 Seiten zu schreiben, das ist ein Kunststück, welches nur ein Lexikograph wie Sanders, der über eine so colossale Masse sprachlichen Materials verfügt, fertig bringen kann. Dafür ist die Sache aber nun auch im Großen und Ganzen erschöpft; und eine unbedeutende Frage völlig abgethan zu haben kann unter Umständen ein größeres Verdienst sein, als an einer wichtigen Frage ein wenig herumzulösen.

An die Spitze seines Buches stellt Sanders den einzig verständigen Grundsatz, der zwar keineswegs neu ist, aber doch jenen oben erwähnten orthographischen Narren gegenüber, von denen in allen Gauen Deutschlands Exemplare genug aufzutreiben sind, nicht oft und bestimmt genug ausgesprochen werden kann: Im Ganzen und Großen steht der Schreibgebrauch für ganz Deutschland bereits fest. Es kann und darf nicht die Rede davon sein, an das glücklicherweise schon Feststehende irgendwie die rüttelnde

Hand legen und das in geschichtlicher Entwicklung Gewordene nach irgend einem „System“ anders machen zu wollen. Nirgends soll es sich um Neuerungen handeln, sondern überall nur um endgiltige Feststellung des zur Zeit noch Schwankenden, und zwar im engsten Anschluß an das bereits Feststehende.

Es ist klar, daß an der Hand dieses Grundsatzes Sanders fast ausnahmslos zu Resultaten gelangen muß, mit denen man sich einverstanden erklären kann. Im ersten Capitel (S. 1—11.) beantragt Sanders unter anderem eine consequentere Scheidung von *J* und *Jod*, *i* und *j* in Schrift und Druck. Wie oft muß man in geschichtlichen Werken vom jonischen Volksstamme, in kunstgeschichtlichen Schriften vom jonischen Baustil lesen anstatt vom ionischen. Der Fehler hätte sich gar nicht einnisten können, wenn jederzeit zwischen dem Vocal *i* und dem Consonanten *j* streng geschieden worden wäre; so aber entstand der Fehler zunächst in der Schrift, und später steckte er auch die Aussprache mit an. Daß man den Umlaut durchweg durch zwei übergesetzte Punkte bezeichnete, anstatt durch ein danebengestelltes *e*, wäre ebenfalls wünschenswerth; so unterschiede sich ganz von selbst die Aussprache in *Ura* und *Aeronaut*, *Pön* und *Poet*. Ferner hat bekanntlich der Druck eine große Anzahl Ligaturen, wie *ff*, *fi*, *fl*, *æ*, *ll*, *st*, *z*, die in einem Typ vereinigt sind; nachlässiger Weise werden nun diese Ligaturen von den Correctoren sehr oft auch dann durchgelassen, wenn der Doppelconsonant erst durch Zusammensetzung zweier Worte entstanden ist. Man darf also wohl drucken *Puffer*, aber nicht *Lauffeuer*, sondern *Lauffeuer*; *Messer*, aber nicht *dasselbe* sondern *das selbe*; man unterscheide, um den Verbalstamm deutlich hervortreten zu lassen: „schläfst, Liebchen, oder wachst du?“ und „wachst und gedeihet“; „während der Wind draußen braust, braust du uns einen Punsch; ihr kostet lang genug, nun kostet auch den Wein.“ Auch beim *æ* kann, was Sanders übersehen hat, diese Unterscheidung von Wichtigkeit werden. Der berühmte Kupferstecher *Chodowiecki* und der große böhmische Geschichtsschreiber *Palacky* würden nicht so oft von gebildeten Leuten fälschlich *Chodowiecki* und *Palacky* ausgesprochen werden, wenn ihre Namen richtig gedruckt würden. *Radecki* fing es flug an; er ließ sich *Radezki* schreiben, um nicht *Radecki* ausgesprochen zu werden.

Im zweiten Capitel (S. 12—13.) beantragt Sanders, die Trennungspunkte zur Verdeutlichung der Aussprache allgemeiner anzuwenden als bisher und beispielsweise immer zu schreiben: *Danaiden*, *Kain*, *Sinai*, *Deismus*, *Hämorrhoiden* und ähnliches mehr; dagegen, wie bisher, ohne Trennungspunkte: *Museum*, *Tedeum*, *Zoologie*, *Hierarchie*. Was das letzte Wort betrifft, so wären wir entschieden dafür, hier, wie auch bei

Hieroglyphen und den übrigen hierhergehörigen Zusammensetzungen, von der Unterstüzung der Trennungspunkte Gebrauch zu machen. Im Volksmunde hört man stets: Hieroglyphen, Hierarchie, ein Beweis, daß das *e* nicht als selbständiger Vocal erkannt wird. Als Seitenstück zum Sternbilde des Bootes, den Sanders ohne Trennungspunkte schreiben will, erwähnen wir noch die wäschespülende Phäakenprinzessin Nausikaa, die selbst von den liebenswürdigsten Backfischen mit größter Beharrlichkeit auf der ersten Silbe accentuirt und Nausikah gesprochen wird; aber mit einer Nausikää wird den jungen Damen auch nicht gedient sein.

Das dritte Capitel S. (13—22) bespricht diejenigen Fälle, in denen die Anwendung des Bindestriches wünschenswerth ist, um eine raschere Uebersicht oder eine größere Deutlichkeit zu erreichen. Auch hier muß man im Wesentlichen mit Sanders einverstanden sein. Jedermann wird natürlich schreiben: der *A*-Laut, ein *Dehnungs*-h, beim *Ein*- und *Aus*steigen, auf der *Hin*- und *Rück*reise. Verbindungen, wie sie Goethe in der auffälligsten Weise liebte, wie: „in klar- und trüben Tagen“, „in der klein- und großen Welt“, um die Stirn ein schwarz- und goldnes Band“, müssen schlechterdings mit dem Bindestrich und nicht, wie es so häufig in den Ausgaben geschieht, mit Apostroph (ein schwarz' und goldnes Band) geschrieben werden. Zu unterscheiden ist auch zwischen Alleinigkeit (Auerbach) und All-Einigkeit (Schelling); auch schreibe man nicht ein zweideutiges hellerklingend, sondern je nach dem Sinne entweder, und zwar ohne Bindestrich, hell erklingend oder heller klingend. Endlich möge man immerhin Kloaken-Dung oder Druck-Erzeugnisse schreiben, damit das Auge auch nicht einen Augenblick in Versuchung komme, Kloak-Endung oder Drucker-Zeugnisse zu lesen. Aber gerade in diesen und ähnlichen Fällen scheint uns Sanders mitunter etwas zu weit zu gehen. Er hat mit erstaunlichem Fleiße und mit beneidenswerthem Spürsinn die entlegensten Beispiele zusammengesucht und schafft sich nun, wie es scheint diesen curiosen und pikanten Beispielen zu Liebe, die nicht selten im Räthselbüchlein eine viel bedeutendere Rolle spielen würden, als in einem orthographischen Regelbuche, künstliche Undeutlichkeiten und Schwierigkeiten, die in Wahrheit gar nicht vorhanden sind. Wozu die Schrift und den Druck mit mechanischen Zeichen überhäufen, wenn gar keine Möglichkeit eines Mißverständnisses vorliegt? Es ist absolut kein Text denkbar, in welchem selbst von dem ungebildetsten Leser ein Vergleich vom Vergleichin (linum catharticum) nicht unterschieden werden könnte, ohne daß der ehtere mit Bindestrich versehen würde, oder die abgesägten Stammenden von den aus Berlin stammenden, oder in welchen der Erdrücken mit dem erdrücken verwechselt werden könnte. Daß in einem Werke Griesinger's über Nervenkrankheiten Neurom natürlich nicht im Gegensatze zum alten Rom

gebraucht wird und in Ranke's Geschichte der Päpste nicht eine Nervengeschwulst bedeuten kann, darüber wird doch der Mediciner wie der Historiker nicht einen Augenblick im Zweifel sein. Und wenn auch kein Mensch Schröderdevrient oder Braunwiesbaden schreiben wird, was ist gegen Shakespeareschwärmerei oder Goetheliteratur einzuwenden? Auch Worte wie Stillleben, Stammutter, Brennnessel, Fetttropfen, Kleeernte durch Bindestriche zu trennen liegt keine rechte Nöthigung vor. Anstatt Schifffahrt will Sanders, im Einklang mit dem bisherigen durchaus zu billigenden Gebrauche Schifffahrt schreiben, und doch hält er Bett-Tuch für nothwendig; was ist denn aber ein Bettuch anders? Gibt es denn Tücher zum Beten? Daß Architekturtheil von jemandem Architekt-Urtheil gelesen werden könnte, ist wohl auch nur ein Scherz. Denn Sanders weiß doch, daß man nur von einem Architektenurtheil reden kann, aber nicht von einem Fürsthaus, Schühhut, Mondglanz. Was endlich Bildungen betrifft, wie das In-Betracht-ziehen, das Außer-Gang-gesetzt-sein die Kredit-in-Anspruch-Nahme, so sind wir der keizerischen Ansicht daß diese Sprachmonstra gar nicht werth sind, daß man sich um sie kümmert. Nicht wie man sie schreiben, sondern wie man sie ausmärgen soll, das ist die Frage. Diese ungeheuerlichen Conglomerate schießen neuerdings wie Pilze empor, und zwar wuchern sie am üppigsten in dem Sandboden des Altenstils und auf dem schlüpfrigen Erdreich der Journalistik; dort ist es das Streben nach einem möglichst wichtig und mit bureaukratischer Amtsmiene einhertrottenden Ausdrücke, der sie erzeugt, hier die gedankenlose Hast des Pfennigschreibers, die nicht die Zeit dazu findet, nach dem naheliegenden einfachen Worte zu suchen. Alle diese Monstra zeigen sich, sobald man sie genau besieht, sofort in ihrer ganzen hohlen Ueberflüssigkeit und lassen sich theils durch sehr einfache und wohlklingende Sätze, theils durch ungemein nahe liegende Synonyma ersetzen.

Die Regeln, die Sanders im vierten Capitel (S. 22—31) über die Anwendung des Apostrophs giebt, kann man wiederum nur billigen. Man braucht gar kein feingebildetes Ohr zu haben, um den Unterschied zwischen höh're und höre, näh're und nähre, froh'ren und froren herauszuempfinden. Der Vocal klingt in jedem dieser Wortpaare zweimal verschieden, und einem peinlichen Englishman, der sich dem Deutschen gegenüber auf den unnachahmlichen Reichtum seines Vocalismus etwas zu Gute thut, könnte man sehr wohl diese Beispiele als eben so unlösbare Gegenaufgabe vorführen. Auch die Aussprache von Gras und „bald gras' ich am Neckar“, von Lieb und „das lieb' ich nicht“ ist eine grundverschiedene, und noch auffälliger tritt die Abweichung hervor bei Dach's und Dachß, Buch's und „ein Trinkgefäß von Buchß“ (Umland). In allen solchen Fällen muß man den Apostroph unbedingt als

Aussprachezeichen zu Hilfe nehmen. Umgekehrt würde es sehr erfreulich sein, wenn endlich die Spielerei mit dem Apostroph aufhörte in den Verschmelzungen des Artikels mit Praepositionen wie *ins*, *durchs*, *ums*, *beim*, *hinterm*, *unterm*; aber das wird vielen Leuten nicht in den Kopf wollen. Es sieht doch gar so hübsch accurat aus, so ein Häkchen über der Zeile; soll man das ohne weiteres fallen lassen? Gibt es doch sogar Leute, die das völlig organisch mit dem Nomen verwachsene Genetiv-s durch Apostroph davon trennen wollen!

Das umfanglichste Capitel des ganzen Buches ist das fünfte (S. 31—145), welches die Frage behandelt, in wie fern Wortverbindungen getrennt oder zusammen zu schreiben sind. Wohl keine Sprache ist so reich an mehr oder minder losen Wortzusammenschiebungen, wie die deutsche. Leider herrscht aber die absolute Unsicherheit darüber, ob man diese Wortgruppen, die doch begrifflich vollständig eins geworden sind, auch für das Auge in einen Complex verbinden oder getrennt bestehen lassen soll. Schreibt man also besser: der hohe Priester oder der Hohepriester, lange Weile oder Langeweile, der rothe Adlerorden oder der Rotheadlerorden, dicht belaubt oder dichtbelaubt, möglichst groß oder möglichstgroß, durch einander oder durcheinander, Handel treibend oder handeltreibend, sicher gestellt oder sichergestellt, weiter helfen oder weiterhelfen, ohne dies oder ohnedies, während dem oder währenddem, seines Gleichen oder seinesgleichen, ein paar Mal oder ein paarmal, mit Nichten, oder mitnichten, an Kindes Statt oder Kindesstatt? Es muß genügen, durch diese Auswahl von Beispielen den Inhalt dieses überaus reichen Capitels angedeutet und zu weiterer eigener Prüfung des Buches angeregt zu haben. Von den tausend und abertausend hier in Betracht kommenden Fällen auch nur eine annähernde Vorstellung zu geben, ist in diesen Blättern ein Ding der Unmöglichkeit. Wir können es bei der Versicherung bewenden lassen, daß man auch hier dem verständigen, conservativen Verfahren des Verfassers beinahe ausnahmslos sich wird anschließen können.

Im Vorworte seines Buches legt Sanders das Versprechen ab, daß er, sobald er „die Ueberzeugung gewinnen“ werde, daß seine Vorschläge — wenn auch mit einzelnen Abänderungen — auf allgemeine Zustimmung und Anerkennung rechnen dürfen, sofort als nothwendige praktische Ergänzung dazu ein Heft erscheinen lassen werde, worin in alphabetischer Anordnung ausnahmslos von allen einzelnen Worten, deren Schreibweise bisher schwankend war, eine bestimmte Rechtschreibung angegeben werden soll, zunächst als Vorschlag, und dann, wenn die Allgemeinheit zustimmt, oder mit den von ihr verlangten Abänderungen, als bindende Norm. Das in Aussicht gestellte Heft würde also eigentlich erst das enthalten, was wir,

durch den Titel irreführt, bereits in dem vorliegenden Buche zu finden hofften. Daß wir das Bedürfniß nach einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung nicht für so außerordentlich dringend halten, wie dies Sanders zu thun scheint, haben wir schon ausgesprochen. Trotzdem würde uns jeder erfolgreiche Schritt, der in dieser Richtung gelänge, mit wahrer Freude erfüllen, und wir sehen darum dem Erscheinen des Ergänzungsheftes mit Spannung entgegen. Doch geben wir uns keinen verfrühten Hoffnungen hin. Ueber die „orthographischen Narren“ würde natürlich ruhig zur Tagesordnung übergegangen werden; so lange aber noch jeder deutsche Schulmeister im alleinigen Besitze des echten Receptes unsrer Orthographie zu sein glaubt, — und darin ist der deutsche Schulmeister komisch — so lange werden zehn Sanders nicht im Stande sein, der deutschen Rechtschreibung die nationale Einheit zu geben.

Geschworenen- oder Schöffengerichte.

Zweiter Artikel.

Der Ursprung des Geschworenengerichts ist erst durch neuere Forschungen festgestellt worden. Lange Zeit sah man das Geschworenengericht an als eine primitive Einrichtung der Germanen oder auch der nordischen Völker, eine Einrichtung, die sich zur Zeit der ersten französischen Revolution dadurch empfahl, daß die Theilnahme der Männer aus dem Volke ihr einen gewissen demokratischen Stempel ausdrückte, und daß sie der herrschenden Lehre von der Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der Theilung der Gewalten im Staate zu entsprechen schienen.

Die Grundlosigkeit dieser Hypothesen ist jetzt vollständig nachgewiesen. Das Geschworenengericht hängt zusammen mit dem ältern germanischen Beweisrechte; es bildete anfangs zu diesem einen gewissen Gegensatz und kann gleichwohl als dessen organische Fortbildung gelten.

Das Beweisrecht nun, welches wir — mit manchen Modificationen freilich im Einzelnen — bei den germanischen Stämmen finden, war ein durchaus formales, d. h. ein solches, das der richterlichen Ueberzeugung bei Beurtheilung des einzelnen Falles keinen Raum ließ: sobald die Partei im Stande war, ihre Behauptungen in bestimmter Weise nach Maßgabe gewisser äußerer Kriterien zu erhärten, mußte das Gericht diese für wahr annehmen, wogegen umgekehrt der geringste Mangel in der Erfüllung der Beweisförmlichkeiten unausbleiblich die Annahme des Gegentheils der aufgestellten Behauptung zur Folge hatte. Das hauptsächlichste Mittel der Be-